

ZEITSCHRIFT FÜR KULTURPHILOSOPHIE

herausgegeben von

Ralf Konersmann

Dirk Westerkamp

Band 7 | Jg. 2013 | Heft 1

SONDERDRUCK

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

INHALTSVERZEICHNIS

Editorial 5

Schwerpunkt: *Rhythmus und Moderne*

H. Blumentrath, M. Neumann, C. Röser, A. Schwarz

Rhythmus und Moderne

Einleitung 7

Michael Neumann

»Einverseelung vorgeprägter Ausdruckswerte«

Rhythmus und Übertragung um 1900 15

Daniel Morat

Der Rhythmus der Großstadt um 1900 29

Florian Schneider

Tropische Rhythmen

Gottfried Benns »Nachtcafé«, Berlin 1912 39

Anja Schwarz

Im Maschinenraum der Zivilisation

Rhythmen in Joseph Conrads Heart of Darkness 53

Georg Vasold

Am Urgrund der Kunst

Rhythmus und Kunstwissenschaft, ca. 1921 67

Julia Wagner

»Summe der Schnappschüsse« und »Urtümliche Bindekräfte«

Ludwig Klages und Alexander Rodtschenko 77

Wolfgang Mende

Der »neue Mensch« im Taylor-Takt

Frühsovietische Debatten über Rhythmus und Biopolitik 87

Claudia Röser

Raumgewinn: Rhythmus und Raum in der Moderne

Rilkes Sonett »Atmen« 99

ISSN 1867-1845 | ISBN 978-3-7873-2461-3

© Felix Meiner Verlag, Hamburg 2013. Alle Rechte vorbehalten. Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. Satz: Jens-Sören Mann. Druck und Bindung: bookfactory, Bad Münde. Werkdruckpapier: alterungsbeständig nach ANSI-Norm resp. DIN-ISO 9706, hergestellt aus 100% chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany.

Hendrik Blumentrath <i>Musils Notizen</i> <i>Rhythmus zwischen Formgebung und kinästhetischer Empfindung</i>	113
Relektüren	
Ralf Becker <i>Wilhelm von Humboldts Idee der Bildung</i>	127
Kurt Röttgers <i>»Ich bin eine Illusion«</i> <i>Die Bühne als Modell postmoderner Sozialphilosophie</i>	147
Leander Scholz <i>Louis Althusser und die Materie des Zufalls</i>	171
Dokument	
Lorenz Hübner <i>Abhandlung von dem Luxus (1776)</i>	185
Theo Jung <i>Luxus und Sozialordnung</i>	199
Kritik Bärbel Frischmann <i>Über Sprache und Musik</i>	205
Andreas Arndt <i>Zur Verfänglichkeit sprachwissenschaftlicher Kulturdiskurse</i>	208
Sandra Markewitz <i>Über die kulturellen Grundlagen der Moral</i>	210
Ralf Becker <i>Die Entdeckung der Leiblichkeit</i>	214
Rudolf Altrichter <i>Zur kommentierten Ausgabe von Reinholds »Gesammelten Schriften«</i>	215
Ralf Konersmann <i>Die Tiefenzeit der Kulturkritik</i>	218
Abstracts	221
Autorinnen und Autoren	223

DOKUMENT

Lorenz Hübner

Abhandlung von dem Luxus, oder schädlichem Prachte,
an dem höchst erfreulichen Geburtstagsfeste
Seiner Churfürstl. Durchleucht in Bajern etc. etc.

abgelesen von Lorenz Hübner, Professor, und Sprachmeister an dem
churfürstlichen Gymnasium zu Burghausen, der churbayerischen
Gesellschaft sittlich- und landwirthschaftlicher Wissenschaften Mitgließe
den 28sten März im Jahre 1776.^{1*}

Eure Excellenzen,
Gnädige, Hochzuverehrende, und Hochschätzbareste Herren!

Noch keine Ausschweifungen menschlicher Thorheiten haben so viele, so beredte, so scharf denkende Vertheidiger gefunden, als die Ausschweifungen des Prachtes, welche uns unter der feineren Benennung des Luxus bekannt sind. – Selbst Weltweise, und Gelehrte, welche über die Sitten ganzer Staaten, und über die Vortheile ganzer Völkerschaften nicht ohne siegende Bündigkeit erweisender Sätze die geistreichsten Werke bekannt machten, schrieben selben offenbar gesellschaftliche Wohlthaten, und die Verherrlichung der Staaten wider alle Rechte von Vernunft, von Wahrheit und Tugend zu. Mandeville, dessen ausartender Scharfsinn jede Gränze verkennet, schweift so weit über die Grundlehren einer aufgeklärteren Politik, und über die untrüglichen Erfahrungen der Staats-Geschichte weg, daß er sogar die Tugenden, und Wohlthaten zu berechnen anfängt, die einer ganzen bürgerlichen Gesellschaft aus dem Luxus zu entstehen pflegen.

Selbst Hume, der große Vernünftler aus Engelland, verirret sich so weit in seinen Scheingründen, daß er über den Unterschied zwischen Verschwendung, und einem verhältnißmäßigen Aufwande leichtsinnig weggeht, und dort die Auf-

^{1*} Burghausen, gedruckt bei Leopold Klatzinger, churfürstlichen Regierungs- und der churbayerischen Landwirthschaft Gesellschaft Buchdrucker. München, zu finden bey Joh. Nepom. Fritz, Buchhändler unter dem schönen Thurme. [S. 2–24.]
[S. 2] Abhandlung: Von dem Luxus. Imprimatur. Sign. München in dem Churfürstl. Hochlöblichen Bücher-Censur-Collegio den 21. Weinmonathes 1775. Wilhelm Wodiczka Secretär. Da Pracht und Üppigkeit der Länder Stütze nagt. Von Hallers Alpen, 5 Strophe.

nahme gemeinsamer Glückseligkeit findt, wo vom Verderben, und Untergange sich unausbleibliche Folgen zeigen.² –

Demüthigende Wahrheit für jegliche Gattung der Gelehrten, wie leicht sich die Vernunft durch die Stimme schmeichelnder Leidenschaften übertäuben lasse! – Ein einziger scheinbarer Beweis, der auf keine Einwürfe vorsichtig hinüberdenket, zieht nothwendig eine ganze Kette unrichtiger Schlüsse nach sich, und wird nicht selten tödtender Gift für die Sittenlehre, welchen öfters selbst der gewissenhafteste Staateskluge, im Willen nützlich zu seyn, einer ganzen Nation vormischet, nachdem er dieselbe von ächter Menschenliebe, und seinen reinen Absichten zu ihrem Verderben überführt hatte. – Auf solche Weise gewann sich nun der übermüthigste Luxus Vertheidiger unter Vernunftlehrern, welche voll Menschenliebe, und Patriotismus brannten; weil sie über den ersten Begriff desselben ohne weitere Untersuchung seiner Ungründlichkeit unaufhaltsam wegeilten. – Wir müssen daher allererst der ächten Bestimmung vom Luxus, oder schädlichem Prachte nachspüren: und dann, dann erst ist es uns vergönnet, unsere Gedanken darüber in die Welt auszuschreiben.

Das, was wir überhaupt Luxus nennen, ist nicht ein standgemäßer Aufwand wohl bemittelter, und glücklicher Landesbürger, denen ihr Reichthum, und der Segen einer wohlthätigen Regierung das Recht zu gemäßigtem Prachte einzuräumen scheint; sondern es ist der Mißbrauch ihrer Güter, welcher Weichlichkeit, und Unordnung gebährt, das ist, Verschwendung, Verzärtlung, Schwelgerey, und dergleichen Laster mehr, welche alle Gränzen vom Stande, Gebühr, und Reichthume überschreiten. – In dieser Betrachtung ist der Luxus Laster, und stürzt ganze Staaten ins Verderben, denen er Reichthum, Vermögen, Hab, und Gut, und nach, und nach selbst die nöthigen Nahrungs-Mittel aufzehret.

Man sehe es nur nicht für eine bloße, öffentliche mehr auf Worte, als auf thätige Hilfe abzielende Rede an, was ich hierüber mit einem gut denkenden Gemüthe in Erwägung ziehen werde.

Unzählige Redner vor mir haben sich damit ohne Frucht aus dem Athem geschrien, und der Eindruck ihrer Sätze wirkte in die Gemüther ihrer Zuhörer nur auf eben so kurze Augenblicke, als der Eindruck des Klanges in ihren Ohren dauerte. – Das zaubernde Funkeln vom Golde verbreitete zu viel blendenden Afterglanz über ihre Seelen, als daß sie die sanfte Helle einleuchtender Vernunft wahrnehmen könnten.

Jeder Stand vom Bürger bis zum ersten Edelmann sucht das niedere Ansehen seiner Amtsgeschäfte mit überschreitender Verkleisterung seiner Gewande herauszuschmücken, und sich also über sich selbst zu erheben. – Der Handwerker schwingt sich zum Kaufmanne, der Kaufmann zum Edelmann, der Edelmann

2 [Fußnoten ohne Asterisk sind vom Verfasser des Kommentars eingefügt worden.] Vgl. David Hume, »Of Luxury«, in: *Political Discourses*, Edinburgh 1752, 23–40.

zum Fürsten auf: und so verläßt jeder um es seinen Standes-Brüdern bevorzuthun die niedrige Stufe auf die ihn Natur, und Glückes-Güter gesetzt hatten. – Der Unbedachtsame betrachtet nur das, was dem Mitbürger von außen in die Augen glänzet, und erschöpft bis zum letzten Tropfen die inneren Quellen seines Vermögens.

O, wäre das verführerische Vorurtheil, daß Kleider Leute machen, nicht in manchen Ländern so allgemein geworden, wie viele gesegnete mächtige Staaten würden wir nicht mit Vergnügen schauen können, statt, daß wir jetzt ihrem herannahenden Umsturze mit schaudervollen Ahndungen entgegen zittern!

Es hat in jedem Zeitalter einsehende Leute gegeben, welche ihren Epochen den Verfall glänzendster Staaten weißagten. – Esais ereiferte sich schon zu seinen Zeiten über den unmäßigen Kleiderpracht des Frauenvolkes seines Alters, da er ihre Hauptziere, Armbänder, Halskresse, Häubchen, Brustschnüre, Ohrgehänge, Ringe, Stirngänge, Mäntelchen, Spiegel, und noch eine unzählige Menge übermüthiger Putzarten der Reihe nach her erzählete.³ – Plutarchus, Tacitus, Suetonius, nebst unzähligen Kronikschreibern stehen bey den Epochen des Luxus stille, und bejammern die erbärmliche Abnahme sich selbst aufzehrender Staaten. – Zeugen genug, wie leicht sich Menschen von dem Strome glänzender Thorheiten dahin reißen lassen!

Gründe aus der Religion sowohl, als aus der Vernunft sind zu schwach, ein Gemüth aus seiner Uebertäubung zu erwecken, das die Verblendung bereits zu lieben gewöhnet ist. – Selbst die stachelichste Satyre eines Rabeners,⁴ welche den Stoff zur Beßerung oft glücklicher erreicht, als die tiefsinnigste, und eindringlichste Kirchenrede eines Heiligkeit predigenden Kanzeltonnerers, ist für ein verblendetes Gemüth ohne Stachel, und machet weiter nichts, als fruchtlose Empfindungen rege. – Man gewöhnet sich allgemach selbst über eigene Thorheiten zu lachen, ohne auf die Verbeßerung derselben mit Ernste bedacht zu seyn.

Doch steht es dem einsamen Zuschauer noch immer frey, die blutenden Wunden eines allgemach zu röcheln beginnenden Staates, oder in kümmerlicher Herzensstille zu bethränen, oder je einem seiner mitleidigeren Mitbürger vorzujammern. – Vielleicht, daß dieser laut nachjammert, und auch andere aus ihrem schädlichen Schlummer wecket!

Ein jeglicher Bürger, dessen Pracht, und Schwelgerey, Stand, Reichthum, und Einkünfte überwiegt, wird seinem Staate auf zweyfache Art zum unnützen, ja höchstschädlichen Gliede! – Denn entweder zehret er durch übermäßigen Aufwand sein ganzes Vermögen selbst auf, oder nicht. – Im ersten Falle liefert er durch eigene Unordnungen dem Staate einen verarmeten, unnützen, unbrauchbaren Mann, den selbst seine vorhergehende, ausschweifende Verzärtlung zur Arbeit träge, und unschicklich machte. – Im andern Falle muß er nothwendig eine

3 Jesaja 3:16–26.

4 Gemeint ist der »deutsche Swift«, Gottlieb Wilhelm Rabener (1714–1771).

aus den zwoen höchst nachtheiligen Vergehungen begangen haben: er muß oder Geld, das er zu zahlen nimmermehr im Stande seyn wird, aufgenommen haben: und hiemit ward er zum Betrüger. – Oder er muß niederträchtige, und unerlaubte Ränke zur Erhaltung des sonst unerreichbaren Prachtes spielen, oder wirklich gespielt haben: und so ward er zum boshaftesten Staates-Verräther.

Selbst seine lasterhafte Lüsternheit nach äußerlichem Ansehen, dem er so unsinnig nachstrebet, verbannet jede gute Gesinnung von Redlichkeit, und jeden edeln Zug von Rechtschaffenheit aus seinem Gemüthe, und schafft ihn zum Schelme um. – Nichts zu sagen, daß ein solcher hochmüthiger Verschwender durch frevelhafte Ueberschreitung seines bürgerlichen Gleißes die Ordnung des gesellschaftlichen Lebens trennet, wozu doch zur Aufrechthaltung des gemeinen Bestens Rangordnung unentbehrlich ist. – Und hiermit wird der auf übertriebenen Pracht verschwenderische Bürger erstens zum höchstschädlichen Gliede des Staates. – Er wird aber auch zweytens zu einem unbrauchbaren, und untüchtigen Gliede, weil selbst sein innerlicher Gemüths-Charakter durch Pracht, und Ueppigkeit schlaff, weich, und untüchtig wird.

Ich werde von diesen zwoen höchst schädlichen Folgen eine nach der anderen betrachten; und: o, könnte ich jeglichem Staate gerechten Eifer wider seine Untergräber, und Mörder predigen!

Der Pracht ist keine Verschwendung bey Leuten, welche Ansehen, und Reichthum im Gleichgewichte haben, und denen ihr jährliches reiches Einkommen die Fortsetzung ihrer Aufwände gestattet, und noch dazu die Zurückelassung eines standgemäßen Vermögens für ihre Kinder verspricht. – So ferne aber dieser Umstand fehlet, so ist der Pracht schon Verschwendung, schon Laster, und wird nachtheilig.

Leute, die in Gewerben stehen, oder durch tägliche Handarbeit ihre Nahrung gewinnen müssen, haben allemal Ursache genug, klug, und hauswirthschaftlich zu leben. – Ein jähes Unglück ist im widrigen Falle fähig, sie, und vielleicht auch diejenigen, die mit ihnen in Verbindung stehen, in unersetzliches Elend zu stürzen, wenn sie demselben, oder durch vorrätthigen Gewinnst, oder durch wirkliche Häuslichkeit nicht vorsichtig vorzubiegen wissen.

Wenn man Leute von schmalem, oder doch mittelmäßigem Vermögen, gleich reichen ansehnlichen Edelleuten prächtig thun sieht, wenn der Ladenjunge vom Kaufmann, der Mäckler, oder Handwerker vom Rechtsgelehrten, der Unadeliche vom Ritter, der Edelmann vom Fürsten keinen Unterschied sich mehr ansehen läßt, und hiemit eine vollkommene Unkenntlichkeit der Stände herrschet; wenn jede Gattung Bürger ohne Rücksicht auf Rang, Würde, und Geschlecht es der andern vorthun will; ist es wohl noch Wunder, daß so mancher Schuldner im Gefängniße winselt, so mancher verderbliche Bankerot geschieht, so mancher verarmete Ritter aus seinem Vaterlande entweichen muß; wenn alle Strassen von Missethättern wimmeln; ganze Häuser von Betrügern, und Räubern geplündert

werden; wenn endlich Gassen, und Märkte von ehrvergessenen Verführerinnen, die mit ihrem verruchten Körper Gewerbe treiben, und von staatsverderblichen, listigen Quacksalbern voll sind? Wer sieht wohl den nahen Abstand vom Prachte, Verschwendung, und Schwelgerey zur List, Räuberey, schelmischen Ränken, und allerhand Lastern nicht mit aufgeklärtem Auge ein? Berechnen wir nur die wirklichen Einkünfte dieses, oder jenes in öffentlichem Amte stehenden Mannes, der mit so großem Geräusche unsere Gegenden erfüllet: und betrachten wir auch zugleich den Aufwand, den er zur Erhaltung seines Prachtes machen muß. – Wie tief werden nicht jene unter diesen heruntersinken? – Vielleicht, daß es nicht die Hälfte der Unkosten ist, die ihm seine jährliche Besoldung austrägt. – Selbst eine kluge Staats-Einrichtung spricht dem Staatsbedienten zum übermäßigen Prachte keinen übrigen Sold aus. – Woher kömmt also Vermögen, und ausdauernder Reichthum dem Aufwande gemäß? – Müssen nicht oft List, Bestechungen, und Betrug die leeren Fächer im Geldschränke ausfüllen?

Lassen sie uns, liebste Landesbrüder! lassen Sie uns hier stille jammern, und bey dem glänzenden Prachte manches seinen, unehrlichen, bloß in den Augen des Pöbels ansehnlichen Mannes, der in göldner Weste, oder in seiner prächtigen Kutsche bey seinen weit ehrlicheren Mitbürgern stolz vorüberauschet, mit redlicher Stirne, und zufriedener Mine ohne knechtischen Rücken vorbeygehen, und frohe seyn, daß kein tückisch erhaschte Würde unsre unbeklemmte Brust drücke. – Denn könnte uns wohl der innerliche schwere Kampf ihres treulosen Herzens, und der stille Fluch des hintergangenen Volkes, der solchen großen Staates-Verräthern überall nachsummet, jemals Stoff zur Beneidung ihres erschlichenen, elenden Glückes geben? – Der ehrliche Mann wünschet sich tausendmal lieber mit dem rechtschaffenen, gelehrten, verdienstvollen Bürger in Verachtung, und Dürftigkeit zu leben, als mit dem unverdienten, gewissenlosen Schelme im erhabensten Prachte zu schimmern, in dessen unredlicher Brust nur ängstliche Bekümmerniß klopfet, und das marternde Gewissen mit nagenden Vorwürfen töneth.

Doch man verzeihe mir diese kurze Ausschweifung, die mir nur das schmerzvolle Andenken von solchen verderblichen, großen Staatsbetrüchern jemals gehöret zu haben, zur Begnügung meiner patriotischen Rache abgedrungen hat. – Ich kehre zu den schädlichen Folgen des Luxus zurücke. – Ich erinnere mich, eine so ziemlich treffende Stelle in Humes Abhandlung, von den Wirkungen des öffentlichen Credits gelesen zu haben, worinne dieser große Geist Engellands im weißagenden Tone von der künftigen Verwechslung der Stände spricht: sie paßet auch vollkommen auf die Wirkungen des übermäßigen Prachtes, und heißt also: »Mit der Zeit werden die Nachkömmlinge derjenigen, die heut zu Tage in Kutschen fahren, mit den Nachkömmlingen ihrer jetzt hinten aufstehenden Diener vermuthlich Rang, und Platz vertauschet haben.«

Läßt sich der unvorsichtige Jüngling sein reiches Erbgut, das ihm die kluge Hauswirthschaft seiner Vorältern Jahrhunderte durch vermehret, und vollkom-

men erträglich eingeliefert hat, von denjenigen entrücken, die seinem verderblichen Hange zum Prachte schmeicheln, o, so mag sich wirklich im Verlaufe einiger Jahre diese umgekehrte traurige Ordnung fügen!

Und welche unglückselige Folge ist nicht diese für einen übermäßigen Liebhaber seines adelichen Geschlechtes, das er durch die aufzehrenden Gegenstände des Luxus schimmerender zu machen Willens war!

Kein Uebel aber ist verführender in der Schooß bürgerlicher Gesellschaft, als die Mode, diese mächtige Weltgöttinn; gleich wie fast keines allgemeiner, und reizender ist. – Wer die Abwechslungen verschiedener Epochen sich nur obenhin aus der Geschichte bekannt gemacht hat, der wird aus tausend ähnlichen Fällen ganz unschwer den Schluß ziehen können, wie mächtig, wie despotisch, aber zugleich auch wie veränderlich die Mode über menschliche Gemüther zu herrschen pflege.

Wer zu wenig Herzhaftigkeit hat, sich über die Tändeleien seines Zeitalters wegzusetzen, und sich von dem flatterhaften Haufen neumodischer Leute einen Gecken schelten zu lassen, der muß nicht selten als ein trauriges Opfer der tyrannischen Mode elend zu Grunde gehen. – Tritt etwa ein ehrlicher Greis in verjährter Tracht in eine Versammlung der nach neustem Geschmacke aufgeschürzter Hahnreye mit der Meynung hinein, die ältere Welt sey nicht verbunden, sich den Gesetzen der neuern zu unterwerfen, so müssen ihm sogleich beyde Ohren von höhnischem Gelächter erfüllet werden. – Er heißt ein Geck, ein Tollkopf, ein unverschämter Sonderling, der es mit der ganzen Welt aufnehmen will. – Dörfte sich nun unser ehrwürdige Greis Aufmerksamkeit, und Ueberlegung von seinen jungen Spöttern versprechen; so würde er ihnen mit dreister Stirne unter das Gesicht sagen, daß auch eben sie selbst mit ihrem jetzt so siegenden Aufputze der Hohn, und die Verachtung ihrer Nachkömmlinge seyn werden. – Und würde er wohl dieß ohne Grund sprechen? – Ueberweist nicht jeden aus uns davon selbst unsre eigene tägliche Erfahrung? – Reißt nicht immer ein gewisser, unvernünftiger Hang zur Neuigkeit die halbe Welt, die theils mitmachen will, theils muß, gleich einem heftigen Strome vor unseren Augen dahin, nicht ohne augenscheinliche Gefahr, viele ihrer fortgeströmter Elenden, oder an gefährlichen Klippen zu zerschmettern, oder in unergründlicher Tiefe zu ersäufen?

Die Welt, und besonders unser affenartiger Welttheil Europa war jederzeit ein Slav der Mode. – Diejenigen, welche eine Sammlung von alten Gemälden besitzen, können hievon am Besten urtheilen. – Jener Maler, nachdem er die Einwohner der übrigen drey Welttheile mit gemäßen Kleidern geschildert hatte, gab dem Europäer nicht ohne vielen Witz ein Stück Tuch in eine, und eine Scheere in die andere Hand, weil er gründlich fürchten mußte, das Kleid, welches er selbem mit seinem Pinsel geben würde, möchte schon aus der Mode seyn, ehe das Gemälde vollkommen ausgefertigt wäre. – Wie schädlich aber diese Liebe der Neuigkeit ganzen Ländern sey, ist nicht genug zu beschreiben.

Selinde⁵ lebet in Mitte treuer Anbetherinnen der Mode: sie sieht, daß eine Tracht, die sie sich von ihrem mittelmäßigen Vermögen nicht ohne Kummer erkaufet hatte, kaum das Alter der Mode von vier Monathen erlebt habe. – Ein neuer fremder Stoff, von einem ausländischen Künstler erfunden, erhält wirklich den Beyfall der Mode, weil er hübsch neu hersieht, und zum Uebermaaße seines unverbeßerlichen Werthes von ferne kömmt. – Einige aus den Mitschwestern der Selinde, weil sie keine gemeine, sondern außerordentliche, und vorzüglich Verdienste an ihrem Leibe tragen wollen, prangen schon vor ihren Augen im neuen Wunder-Gewande daher, und werden von den Kunstrichtern der Mode bewundert.

Was will nun unsre ruhsüchtige Selinde mit einem mittelmäßigen Vermögen, das zum Theile schon erschöpft ist, zu ihrer Befriedigung thun? – Sie wird unruhig, kränklich, kleinmüthig, kurz, sie wird elend: sie sorget; sie wachet; sie träumet von dem neuen Stoffe; sie mustert ihre kleine Habe, verkaufet da, und dort ein Stück davon. – Doch dieses will noch nicht zureichen; sie borget also; nimmt Geld auf, und machet unersetzliche Schulden: und wird also mit einem Bündel neuer hübscher Stoffe ein armes elendes Weib, das nach der neuesten Mode verhungern muß.

Die Mode ist aber nicht nur einzelnen Personen, sondern auch einem ganzen Staate, ja nicht selten einem ganzen Lande schädlich. –^{6*} Wem muß nicht selbst bey geringschätzigster Berechnung helle einleuchten, was für eine Menge Geldes durch Erkaufung ausländischer Borden, Stickereyen, Stoffe, und Putzwaaren (denn die inländischen sind uns oft zu gemein, und ohne Geschmack) außer dem Lande fortgeht. – Und was kann wohl dem gemeinen Besten minder gleichgültig seyn, als die Verschwendung des bürgerlichen Reichthumes?

Könnte wohl eine größere Thorheit unsere Gesinnungen verunedeln als daß wir Dinge, die von ferne kommen, eben darum, weil sie von fernen Gegenden, und von Ausländern sind, höher schätzen, und theurer zahlen? – Wir haben zu jég-

5 Seit der Publikation der gleichnamigen Gellertschen Fabel tauchte dieser Name für die stereotypisierte Frau in der moralistischen Publizistik vermehrt auf. Christian Fürchtegott Gellert, »Selinde«, in: *Fabeln und Erzählungen*, Leipzig 1748, Bd. 1, 99–101.

6* Der sehr erleuchte, Hochfürstlich Marggräflich Baden Durlachische Policy- und Finanz-Rath Schlettwein, dieser um das Reich der Wissenschaften so verdiente, als berühmte, große gelehrte Mann saget in seinen Schriften für alle Staaten zur Aufklärung der Ordnung der Natur im Staats- Regierungs- und Finanzwesen, auf der 210 Seite: Daß Gold, und Silber auf Kleidern in Mobilien, und an Gebäuden eine der allerersten Ursachen von dem immer zunehmenden Geldmangel sey. – Denn eine Mark Gold, oder Silber auf Kleidern tragen, ist eben so viel, als das Quantum Ducaten, oder Thaler auf die Kleider setzen lassen, welches aus der Mark Gold, und Silber verfertiget wird. – Eine Mark Gold, oder Silber zu Vergoldungen, und Versilberungen in Häusern, und auf Geräthschaften brauchen, heißt das Quantum Ducaten, oder Thaler um so viel im Geldumlaufe vermindern. – Alles dies ist also der größte Schaden im Umlaufe des Geldes, und der Reichthümer. [Gemeint ist: Johann August Schlettwein, *Schriften für alle Staaten zur Aufklärung der Ordnung der Natur im Staats- Regierungs- und Finanzwesen*, Karlsruhe 1775, 210. [Th.J.]]

licher Nothdurft Vorrath genug in unseren Gegenden, den uns Natur, und Kunst freygebig herschaffet, wenn wir uns nur damit begnügten, und uns von dem falschen Werthe der Seltenheit nicht täuschen ließen. – Wir haben Stoffe von verschiedenen Gattungen aus inländischen Fabriken, oder wenigst aus den umherliegenden Ländern unserer Nachbarn. – Warum haschen wir dennoch nach englischen, dänischen, oder gar chinesischen? – Wir haben tüchtige Hände, und schickliche Werkzeuge genug zu Spitzen, wenn es doch Spitzen, dieses theure, und gebrechliche Gewebe geben muß! – Warum müssen es denn kostbare niederländische, oder holländische seyn, welche durch ihre Dauer uns lange nicht die auf sie ausgelegten Unkosten zahlen? – Sind dieß nicht triftigste Beweise, wie tyrannisch die Vorurtheile über menschliche Herzen zum unwiederersetzlichen Schaden ganzer Staaten herrschen?

Es mögen die neuen Trachten so theuer, und kostbar seyn, als sie wollen; sie mögen uns noch einmal so schwer, und kümmerlich ankommen, so werden wir dennoch wie Wahnsinnige nach dem tödtenden Gifte derselben begierig haschen. – Selbst Bequemlichkeit, und Anstand sind keine geltende Einwürfe mehr, wo Lüsternheit nach neuem Aufputze gebieth, ob wir schon von Natur mächtigen Hang dazu in uns empfinden. – Innerlicher Zwang, und eine gewisse Art Gewalt muß uns der abgöttischen Mode nicht selten zum Opfer bringen.

Das Frauenzimmer, welches doch sonst allenthalben nach Bequemlichkeit, und Symmetrie sich zu sehnen pflegt, verkennet hierinn sein angebohrnes heickliches Wesen. – Es mag seine Statur noch so klein seyn, als sie will; sein Leib dick, oder dünne; seine Leibs-Beschaffenheit schwach oder kräftig, so wird es dennoch in einem ungeheuern Reifrocke, oder in einem bis auf die Ferse hinabhängenden breiten *Salope*, oder Mäntelchen stecken, und den Platz von drey oder vier Personen für sich allein auf eine recht ungestalte Figur auszeichnen.

Das Frauenzimmer-Haupt, dieses arme elende Geschöpf! O, was leidet nicht dieses wider alle Gesetze der Gemächlichkeit von der grausamen Neuerung der Haarmoden? – Selbst die Gesundheit, und Heiterkeit desselben muß wegen Abgange nöthiger Ausdünstungen, die ein zur Hälfte eigener, zur Hälfte entlehnter, dicht gepuderter, und durchschmierter Haarthurm hemmet, durch die abwechselnden Moden *en Maron*, *en Flote*, *en Coquille*, *en Mouton*, *à la Maréchalle*, *à l'Oisau royal*, *à la Bervic*, *en bé molle*, u. s. f. geschwächt werden. – Ueberhaupt ist die Liebe zum Prachte beym Frauenzimmer wirklich die ausschweifendste, und eine solche Leidenschaft, welche manchem verheuratheten Manne wegen ungeheuern, kaum erschwinglichen Unkosten nicht selten tiefsinnige Grillen in den Kopf setzen muß. – Die Moden des weiblichen Geschlechtes, spricht ein englischer Schriftsteller, »sind den bösen Feuchtigkeiten ähnliche, welche sich bald in den Kopf, und bald in die Glieder setzen.«

Und was muß endlich aus dieser ganzen Mode-Geschichte werden? – Was für Folgen müssen solche glänzende Scenen des Staates, was für schreckliche Ent-

wicklungen nach sich ziehen? – In welchem Sumpfe werden sich endlich diese blendenden Irrwische von Eitelkeit verlieren?

Hier ist, leider! kein übernatürlicher Beruf nöthig, um ein Straf-Prophet zu seyn, welcher ganzen Staaten den gräßlichsten Verfall vorheulen soll.* Die Geschichte liefert uns tausend ähnliche Fälle, woraus noch jetzt Schrecken, und Erbeben auf das Gemüth jedes Lesers niedersinken muß.

Doch wäre die Geschichte auch minder voll von dergleichen traurigen Begebenheiten, und den erbärmlichsten Verwüstungen ehemals glänzendster Staaten; so könnten schon selbst wirkliche Augen-Zeugnisse Furcht, und schrecklichste Vorahnungen in uns rege machen.

Suchen wir uns einen Staat Deutschlands aus, wo Ueppigkeit, Pracht, Ueberfluß, kurz unumschränkter Luxus herrschet. – Die Wissenschaften schweifen all dort aus, und verlieren sich ferne von dem wahren Schönen in verzärtelte Kindheit; die mechanischen Künste schweigen, und finden nur Geschmack am Sonderlichen, und Neuen, welches fürs allgemeine Beste gerade zu unnütz, und ein bloßes, verderbliches, ausstudirtes Nichts ist: mit einem Worte die Werkstätte tändeln nur in einem solchen unglücklichen Lande. – Selbst die staatsersprießlichsten Handels-Gewerbe stocken, oder beschäftigen sich nur mit verderblichen Waaren ausländischer Künstler, denen sie für ihre todte Stoffe, so anderes alberes, blendendes Gezeug die lebendige Circulation, oder den Umlauf inländischen Geldes, zuführen, und den Reichthum ihrer Landesbrüder einliefern. – Alle Stände machen unter einander ein unkenntbares Wesen aus. – Nur hart unterscheidt man den Bürger vom Magistrate, den Magistrat vom Edelmanne, den Edelmann vom Fürsten; weil sich jeder Stand für die Aufwände des Prachtes zu erschöpfen trachtet.

Ist es nun Wunder, wenn Armuth, Abgang, Elend, selbst der schädlichste Verfall einen durch die aufzehrenden Verschwendungen des Luxus erschöpften Staat von seiner glänzenden Höhe herabstürzen? – Wenn die Quellen großer Einkommen ertrocknen, und mancher Staat dem andern zinnbar, verächtlich, und endlich gar unterwürdig wird? – Wenn nicht viel bedeutender kurzer Krieg, oder eine nicht lange anhaltende Theurung schon hinlänglich sind, die Bürger eines ganzen Landes, denen ihre vorhergehende Unordnungen den nöthigen Vorrath für künftige Unglücks-Fälle verschlungen hatten, ins äußerste Elend herab zu erniedrigen, welche traurige Folgen muß erst die stets mit despotischer Gewalt herrschende Mode, und der täglich anwachsende, außerordentliche Pracht in vielen Staaten nach sich ziehen?

O, wären wir in gehörigem Grade vorsichtig um jeglicher Zukunft mit kluger Versicherung entgegen zu sehen, und aufmerksam genug, unsere wirkliche

* Conviviorum luxuria, & vestium aegrae civitatis indicia sunt. *Seneca*. [*Epistulae morales*, 114, 11. [Th. J.]]

Umstände nach der Vorschrift einer weisen Vernunft einzurichten; wie bescheiden furchtsam würden wir nicht die drohenden Ohngefahre vermeiden, und wie wirtschaftlich würden wir nicht auf ernstliche Beßerung unserer häuslichen Umstände bedacht seyn?

Allein, wir lieben, leider! noch zu sehr die Blendungen des Scheinbaren, vergessen dabey das Wahre, welchen uns leiten sollte, und stürzen also durch unsere Verblendung in Abgründe, worinn wir ohne Hilfe erbärmlich verschmachten müssen.

Und, o, wäre doch allgemeiner Verfall mit dem unsrigen nicht so enge verbunden, und stürzte uns doch das gemeinschaftliche Wohl nicht mit ins Verderben nach!

Der Schaden, den eine Menge dem übermäßigen Prachte ergebener Bürger über einen ganzen Staat verhänget, würde vielleicht nach erkanntem drohenden Verluste durch Verdoppelung gemeinschaftlicher Industrie noch zu ersetzen seyn, wenn nicht selbst der innere Gemüths-Charakter solcher Leute weichlich, träge, schlaff, und zur anhaltenden Arbeit untüchtig geworden wäre, und also die Sennen ihres verzärtelten Körpers nicht aller Spannung gänzlich unfähig gemachet hätte! – Aber so erstreckt sich der mörderische Gift dieses Lasters bis in die Seele einer ganzen verführten Nation, und tödtet in ihr jede ihrer angebohrnen Fähigkeiten. – Er schwächt den Geist, erniedriget das Herz, und entnervet den Körper.

Sind es nicht Tändelwerke, und Kindheit, jene niedrigen Gegenstände, mit denen sich ein üppiges Gemüth stets zu unterhalten pflegt? – Wozu verleitet nicht die unsinnige Nacheiferung, es anderen gleich zu thun, seinen Stand schimmern-der zu machen, sich über sich selbst zu erheben, als zu Unruhen, und eigennützi- gen Bemühungen, um derer Befriedigung man Ehre, Gewissen, Empfindung, Vaterland, alles verkauft, und nur frohe ist, wenn man Käufer findet?

Sind dieses nicht demüthigende Folgen für Seelen, die sich vom Strome des Prachtes dahin reißen lassen? – Wird das menschliche Herz nicht erniedriget genug, wenn es von der prächtigen Höhe eines untadelhaften Charakters bis in die schändlichsten Tiefen schwärzester Vergehungen herabstürzt?

Ist einmal der Geist, das Herz, der Charakter unsers Gemüthes verdorben, und ausgeartet; dann hat die ansteckende Seuche des Lasters schon die äußerste Wirkung seiner Schädlichkeit vollbracht. – Die Mühe den entnervten Körper wieder brauchbar zu machen, um durch Anstrengung seiner Muskeln sich aus dem Labyrinth der Dürftigkeiten heraus zuarbeiten, erschweret sich von selbst; weil die inneren Triebfedern nachgelassen haben, wodurch ihre Bewegung, und Schnellkraft erwecket werden muß. – Sollte auch irgendwoher ein glückliches Ohngefähr unsrer Seele die mißlichen Umstände, in welche sie sich durch übermüthige Ausschweifungen verwickelt hatte, empfindlicher vormalen, und ein Gefühl in uns erregen, das uns ernstliche Verbeßerung durch Arbeit, und Emsigkeit befehlen sollte, so wird doch unser entkräfteter Körper zu folgen schon nicht mehr im

Stande seyn. – Denn Luxus, und Verschwendung entnervet ihn, und machet ihn zu jeglicher Bemühung unkräftig.

Uebung, und Bewegung machen den Körper leicht, geschickt, und stark: wo diese abgehen, werden die Körper vertrockneten, nahrungslosen Pflanzen gleich. – Durch Delikatesse, Eckel, Ueberdruß, lange Weile, Verzärtlung, und Müßiggang erstarren die kräftigsten Säfte des Leibes, oder werden faul, und träge.

Woher soll Stärke in einem heickel geputzten Körper kommen, von dem man sorgfältig Staub, Schweiß, jede heftigere Bewegung verhüten muß, welche der ganzen Schöpfung von Schönheiten schädlich werden möchte? – Wie unverantwortlich würde es nicht lassen, einen Kopf, den man mit großem Langmuthe in hundert Papillotten wickeln ließ, und dem man kümmerlich die ganze künstliche Frisur unter Brennen, und Raufen verschuff, unbedachtsamer, und öfter, oder schneller zu bewegen, und also seinen ganzen Bau zu durchwühlen? – Wie erbärmlich würde es nicht anzusehen seyn, eine Hande, die man Morgens mit italiänischer Mandelseife, oder französischer Saponade zärtlich abrieb, und die jetzt so niedlich hersieht, mit Betastung eines zur Arbeit tüchtigen Werkzeuges zu besudeln, und abzuschmutzen?

So künstlich geputzet, und so niedlich war freylich die Jugend von Sparta, und Lacedämon nicht, deren Stärke, und Arbeitsamkeit die durch Luxus weichlicher gemachten benachbarten Länder in Erstaunung setzte. – Die Einwohner dieser Städte genossen vermittelt ihrer ununterbrochenen Leibesübungen die dauerhafteste Gesundheit; ihre Bewegung zertheilte, und verflüchtigte die schädlichen Feuchtigkeiten, welche ihren Leib kränklich, und siech machen könnten; ihre wirksame, immer unruhige Begierde nach Arbeit behütete sie wider die schädlichen Wirkungen von Faulheit, und Müßiggange, wodurch oft das schönste Blut in ein asthmatisches verwandelt wird: denn weil sie nicht kindisch geputzet waren, so dürften sie sich auch nicht scheuen, männlich zu arbeiten.

Wie unendlich ist nicht der Unterschied zwischen dieser, und unsrer Jugend! – Unsere junge Herrchen empfinden unmännlichen Geschmack am Putze; sie lieben die Veränderung der Moden; sie sind ganz frauenzimmerlich, ganz weichlich, ganz heickel, und zärtlich; sie putzen sich eben so lange, wo nicht länger vor ihrem Nacht-Tische, als die meisten Damen; sie sind so stolz auf einen gut frisirten, wohl gepuderten Kopf, als es der einbilderische stolze Esel nur immer auf sein Götzenbild Isis war. – Jegliche Witterung, jeglicher kleiner Frost, jegliche Nässe ist ihnen unerträglich, und verursacht Catahr, und erbärmliches Schnuppen; sie lieben *Hypochondrie*, *Vapeurs*, *Humeurs*, Kopfschmerzen, Koliken, und hundert andere kleine Mitleid erweckende Kränklichkeiten: nur eine stille, sanfte, bequeme Arbeit, oder vielmehr Tändelei muß es seyn, die unsere weichliche, unmännliche Sybariten⁸ beschäftigen darf, um ihren guten lieben *Teint* nicht zu verderben,

8 Die Einwohner von Sybaris, einer griechischen Kolonie am süditalienischen Golf von

oder ihren herzlichen Putz nicht zu zerstören. – Jede ernsthafte Beschäftigung, womit Mühe, und Beschweruß verbunden ist, hat zu viel Tyrannisches für sie; Gelehrsamkeit, und Wissenschaft sieht ihnen zu pedantisch, zu finster aus, als daß sie dadurch ihr lebhaftes Colorit abbleichen möchten: ihre wichtigste Bemühungen sind, am Morgen im Lehnstuhle eine Zeitung zu durchblättern, sich dabey frisiren, und pudern zu lassen, und dann Visiten, Complimente, gedankenlose Reverenzen zumachen, und die Damen durch mächtige Scherze beym Nachtische statt des Karmins zu erröthen. – Ist es denn also möglich, daß bey einem so leichtsinnigen Wesen jemals männliche, und dem Staate nützliche Bürger aus solchen süßen Gecken, und artigen Marionetten erwachsen sollten?

Die großen Geister jetziger Zeiten sowohl als des verehrungswürdigsten Alterthumes waren jederzeit Verachter des übermäßigen Kleiderputzes, und waren ferne von den schimmernden Theater-Eitelkeiten des Luxus. – Tugend, Wissenschaft, und wahres Verdienst bewarben sich niemals um die Fürsprache des Prachtes, welche nur bey Weibern, Gecken, und dem unvernünftigen Pöbel geltend ist. – Nettigkeit steht einem Manne von Verdiensten gut, und giebt gemeiniglich die sicheren Beweise von der innerlichen Ordnung seines rechtschaffenen Gemüthes. – Nur der Blödsinnige hat es nöthig sich Verdienste aus der Krambude zu erkaufen: elende Verdienste, welche dem einsichtvollen vernünftigen Manne den Stoff reichen, auf desselben Fehler, und Mängel, die vielleicht ohne diese Beleuchtung unerkant geblieben seyn würden, aufmerksamer zu seyn, und auf das prächtige Anempfehlungs-Schreiben, das ihm Meister Schneider unterzeichnete, mit Mitleide hinüberzublicken!

So viel Weibliches, und so eine lächerliche Weichlichkeit begleitet den übermäßigen Kleider-Pracht, und die Moden-Aenderungen, daß sie Verachtung, und Spott über eine ganze Nation verhängen. – In den Zeiten des einschleichenden Luxus in die römischen Staaten sprach der große römische Imperator Cäsar, noch wirk[l]icher Held, weit von den Tändeleyn des Prachtes entfernt, zu jenen, welche ihm die Zusammen-Verschwörung des Marcus Antonius, und des Dolabella wider sein Leben hinterbrachten: »Ich achte diese sowohl gemästeten, und zierlich gekämmten Leute nicht; ich fürchte vielmehr jene blassen, mageren, eben nicht künstlich gekleideten Männer.« Er verstund den Brutus, und Cassius, welche sich niemals, wie Puppen fürs Frauenzimmer, weibisch schmückten, sondern arbeit-same, unverdrossene Kriegs-Männer waren.

Vor Nero's Zeiten, von dessen Regierung die meisten Geschicht-Schreiber die eigentliche, traurige Epoche des römischen Luxus anfangen, lieferte uns Rom, das noch mannbare, heldenreiche Rom, die schönsten Beyspiele von Verachtung des

Tarent, galten antiken Quellen zufolge als Sinnbild verweichlichter Schlemmer. Vgl. Rainer Bernhardt, *Luxuskritik und Aufwandsbeschränkungen in der griechischen Welt*, Wiesbaden 2003, 62–67.

Prachtes. – Oktavius Augustus Thronfolger des Julius Cäsar, jenes unverbeßerliche Vorbild von ächtem Adel, war auf der höchsten Stufe des Glückes dennoch so mäßig, und unausschweifend, daß er nicht nur sich mit einem minder köstlichen Kleide begnügte, sondern auch seiner Tochter Julie ihren Pracht ernstlich verwies. – Auch in späteren Zeiten ließen sich noch dergleichen glänzende Beyspiele selbst auf den Thronen sehen. – Alexander, der Strenge, gab denen, welche seine Mäßigung im Aufputze bewunderten, zur Antwort: Daß Ehre, und Ansehen eines Kaisers nicht im Körper-Schmucke, sondern im ächten Tugend-Schimmer bestehe. – Wahrhaft kaiserliche Denckungsart, welche auch ohne Geburt, und Glücke schon Scepter, und Krone verdiente! – O, führten doch das Ruder der Staaten nur solche edel gesinnte Männer, welche mit dem Beyspiele großmüthiger Mäßigung ihrem untergebenen Volke zur Nacheiferung vorgiengen, und nichts mehr verabscheueten als den unseligen Nachklang, große Verschwender, und unbarmherzige Plünderer ihrer niedergepreßten Landeskinder nach ihrem Tode zu heißen! – Von ihnen, und ihrer Schwelgerey hängt nicht selten die Verschlimmerung, ja der Untergang der ganzen Sittenzucht ihrer Länder ab; von ihrem Throne verbreitet sich Böses sowohl als Gutes, doch jenes schneller, und heftiger unter das Volk, als welches eine Gattung natürlichen Hanges in sich empfindt, seinem Beherrscher ähnlich zu handeln. – Die Weichlichkeiten der Höfe, die Ausschweifungen der Großen, selbst die lästerhaften Verbrechen der Fürsten, wenn sie im Lande ruchbar werden, finden ungescheute Nachahmer, ja selbst Vertheidiger unter dem Pöbel: und solch ein Laster, das vielleicht in seiner Verhehlung unschädlich geblieben wäre, wird Seuche für das Publikum, wenn es offenbar wird. – So verbreitete sich von dem Throne des übermüthigen, verschwenderischen, wohlüstigen Nero's, Luxus, Verschwendung, Wohllust, und damit das Verderben über den römischen Staat. – Von selber Zeit an hörte die Kriegeszucht nach, und nach auf; die römische Jugend war ausschweifend, weichlich, weibisch, träge, und lasterhaft. – Wissenschaften, Künste, Sittenzucht, Gewerbe, u. s. f. Alles, alles sank von seiner Höhe: und wir können nicht ohne Thränen die traurige Geschichte von ihrem jämmerlichen Verfall lesen. – So wirkend war das verderbliche Beyspiel eines gekrönten Bösewichtes!

O, wären die unvergleichlichen Beyspiele unsers großen MAXIMILIAN, JOSEPHS des unverbeßerlichsten Landesvaters, dessen erfreulichstes höchstes Geburtsfest wir heute unter segnenden Wünschen feyern, eben so wirkend auf unsere Herzen, als sie anders nichts, dann die vollkommensten Vorbilder von Tugend, Weisheit, und Rechtschaffenheit sind, was für segenvolle Tage würde nicht das ganze Vaterland sowohl, als jeder einzelne Bürger in der Schooß des Vergnügens dahin leben? – Allein, so wirket immer mächtiger der unglückselige Hang zum Bösen auf menschliche Herzen, als die sanften Eindrücke des Guten, und man läßt sich wirklich nur zu willig dem Strome über, der an gefährliche Klippen hinreißt!

Wir verehren an unserm weisesten, und durchleuchtigsten Beherrscher den eifrigsten, und unermüdeten Nachfolger seiner großen Vorfahrer, jener heldenmüthigen Cäsars, und großmüthig-mäßigen Auguste, welche nach nichts sehnlicher getrachtet hatten, als mit den schönsten Beyspielen Thronen werther Tugenden ihrem Lande vorzuleuchten. – MAXIMILIAN JOSEPH trat gleich im Anfange seiner gesegne[t]sten Regierung in ihre selige Fußstapfen unerschrocken ein: unter seiner weisesten Aufsicht, und auf seine landesherrliche Befehle erschienen Rang-Ordnungen, Trachten-Projekte, nützliche Kleider-Anstalten, und andere ersprießlichste Verordnungen um den höchst nachtheiligen Luxus, und die verzehrenden Ausschweifungen von Ueppigkeit aus seinen Staaten zu verbannen.

Wie weis, wie unvergleichlich vorsichtig waren nicht jederzeit seine landesväterliche Gesinnungen, einer weit genaueren Befolgung, als es bisher geschehen, würdig, wenn nicht Verblendung, und Verführung oft mit mächtigsten Fesseln verdorbene Gemüther gebunden hielten. – Doch, es entziehe uns unser unverbeßerlichster Landesfürst, würdig einer ganzen Welt Fürst zu seyn, niemals seine leitende Vaterhand, und lasse sein Ihn aufrichtig liebendes Volk nur immer deutlich wahrnehmen, daß seine weiseste, sorgvolle Aufsicht für selbes noch stets die wachendste, und väterlichste sey. – Villeicht siegt endlich Rath, und kluge Verordnung, wenn sie Befehle, und höchste Gewalt wichtiger machen!

Theo Jung

Luxus und Sozialordnung

Kulturelle Selbstbestimmung und die Grenzen des Konsums
am Ende des 18. Jahrhunderts

Die Festrede zum neunundvierzigsten Geburtstag des bayrischen Kurfürsten Maximilian III. Joseph (1727–1777) wurde von einem jungen Gymnasiallehrer abgehalten, der noch am Anfang seiner Karriere stand.¹ Der erst fünfundzwanzigjährige Redner, Lorenz Hübner (1751–1807), war 1768 in die Gesellschaft Jesu eingetreten und hatte anschließend an der Universität Ingolstadt Philosophie, Theologie und Jurisprudenz studiert. Nach seinem Studienabschluß und der Aufhebung des Jesuitenordens 1773 ließ sich Hübner zunächst zum Priester weihen, bevor er 1775 eine Stelle als Sprachlehrer für Französisch und Italienisch am kurfürstlichen Gymnasium in Burghausen antrat. Im nächsten Jahr erhielt er an derselben Schule eine Professur für Rhetorik.

Die hier abgedruckte schriftliche Fassung des Vortrags war eine der ersten Veröffentlichungen Hübners, dessen Werk in der Folge ebenso umfangreich wie vielfältig werden sollte. Neben religiösen Traktaten schrieb er Theaterstücke, umfangreiche Stadt- und Landesbeschreibungen sowie naturwissenschaftliche Abhandlungen. Seine herausragende Stellung als Katalysator der katholischen Aufklärung erlangte Hübner aber vor allem als Multiplikator: in der Funktion des Verlegers, als Gründer einer Lesegesellschaft und als Herausgeber verschiedener Zeitschriften. Diesen letztgenannten Tätigkeiten ging er zunächst in München, später in Salzburg nach, wohin er 1783 auswich, als sich die bayerischen Zensurbedingungen nach dem Tod Max Josephs – schon ein Jahr nach dem Fest, das Anlaß zu Hübners Rede war, starb er an den Pocken – unter dessen Nachfolger Karl II. Theodor (1724–1799) erheblich verschärften. Unter der Protektion des aufklärungsfreundlichen Erzbischofs Hieronymus Graf Colloredo (1732–1812) gab Hübner von 1788 bis 1799 unter anderem die *Oberdeutsche Allgemeine Literaturzeitung* heraus, der als Organ der katholischen Aufklärung eine überregionale Bedeutung zukam.² Nach dem Tod Karl Theodors kehrte Hübner nach München zurück, wo er seine publizistischen Tätigkeiten bis zu seinem Tod fortsetzte.

1 Vgl. zum Leben und Wirken Hübners: Friederike Steinbacher, *Lorenz Hübner (1751–1807) und die bayerische Publizistik seiner Zeit*, Diss., Univ. München 1923; Dorette Hildebrand, *Das kulturelle Leben Bayerns im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts im Spiegel von drei Bayerischen Zeitschriften*, München 1971, 43–51.

2 Vgl. Thomas Weidenholzer, »Bürgerliche Geselligkeit und Formen der Öffentlichkeit in Salzburg, 1780–1820«, in: *Bürger zwischen Tradition und Modernität*, hrsg. von Robert Hoff-

Schon in der Festrede zum Luxusproblem war Hübners aufklärerischer Anspruch deutlich bemerkbar. Obwohl seine Argumente gegen den Luxus teilweise eine sehr lange Tradition hatten – und sich auf diese ausdrücklich beriefen – hatte sich der Kontext, in dem sie vorgebracht wurden, inzwischen merklich geändert. Hübners Text war von Anfang an als Beitrag zu einer Debatte konzipiert und setzte sich mit alternativen Positionen explizit auseinander. Dabei war dieser Text sicher weder der wirkungsreichste Beitrag zur *querelle du luxe*, noch waren seine Argumente besonders originell. Seine Bedeutung liegt vielmehr gerade darin, daß sich an ihm exemplarisch zeigen läßt, wie sich die Luxuskritik im Laufe des 18. Jahrhunderts verändert hatte.³

Ausschlaggebend dafür war zunächst die Emergenz einer Luxusapologetik seit dem Anfang des Jahrhunderts. Bernard Mandevilles (1670–1733) *The Fable of the Bees* hatte die Zeitgenossen mit ihrer paradoxen These, daß aus dem »private vice« des Luxuskonsums »public benefits« entstünden, nachhaltig schockiert.⁴ In ihrer Folge versuchten verschiedene Schriftsteller den Luxus weniger moralisch als vielmehr unter dem Gesichtspunkt seiner politisch-sozialen Utilität zu fassen. Spätestens mit Voltaires Gedicht »Le mondain« (1736), in dem dieser den Überfluß des Luxus als »chose très nécessaire« für das private Glück des Einzelnen sowie für die Wohlfahrt und Zivilisierung ganzer Nationen zu rehabilitieren versuchte, waren solche Argumente europaweit bekannt.⁵ Das von Hübner erwähnte Anliegen David Humes, den »vicious« von dem »innocent luxury« zu unterscheiden, war in diesem Zusammenhang eine vielverwendete semantische Strategie, den Begriff aus der moralistischen Tradition herauszulösen, um ihn für die nüchterne Argumentation der politischen Ökonomie in Anspruch nehmen zu können.

Es ist bezeichnend, daß auch Hübners Antwort auf die Apologetik sich zunächst auf der semantischen Ebene bewegte. In gut aufklärerischer Manier ging er davon aus, daß die verfehlten Ansichten der Luxusapologetik letztendlich auf einer falschen Definition beruhten, einer Begriffsverwirrung, die mit Hilfe einer »ächten Bestimmung« (186) berichtigt werden könnte. Inhaltlich wies Hübners Definition des Luxus auf den Kern seiner Gegenwartsdiagnose hin:

mann, Wien u. a. 1997, 53–82, 61–64, 71–72; Wilhelm Haefs, »Reformkatholizismus und Komödien der Religion. Katholische Aufklärung als Gegenstand literaturwissenschaftlicher Forschung«, in: *Zwischen Aufklärung und Romantik. Neue Perspektiven der Forschung*, hrsg. von Konrad Feilchenfeldt, Ursula Hudson, York-Gothart Mix und Nicholas Saul, Würzburg 2006, 255–288, 262–263, 269.

3 Vgl. zur Luxusdebatte mit ausführlichen Quellen- und Literaturhinweisen: Theo Jung, *Zeichen des Verfalls. Semantische Studien zur Entstehung der Kulturkritik im 18. und frühen 19. Jahrhundert*, Göttingen 2012, 123–169.

4 Die kommentierte Fassung des Lehrgedichts »The Grumbling Hive« (1705) erschien 1714, 1723 und 1728 in jeweils erweiterten Auflagen. Bernard Mandeville, *The Fable of the Bees: Or, Private Vices, Public Benefits*, London 1728, 10, 108–125.

5 Voltaire, »Le mondain«, in: *Recueil de pièces fugitives*, Paris 1740, 108–112.

»Das, was wir überhaupt Luxus nennen, ist nicht ein standgemäßer Aufwand wohl bemittelter, und glücklicher Landesbürger, denen ihr Reichthum, und der Segen einer wohlthätigen Regierung das Recht zu gemäßigtem Prachte einzuräumen scheint; sondern es ist der Mißbrauch ihrer Güter, welcher Weichlichkeit, und Unordnung gebährt, das ist, Verschwendung, Verzärtelung, Schwelgerey, und dergleichen Laster mehr, welche alle Gränzen vom Stande, Gebühr, und Reichthum überschreiten.« (186)

Das Thema der Grenzüberschreitung war bereits seit der Antike im Luxusbegriff angelegt. Anfangs beschränkte man ihn dabei keineswegs nur auf wirtschaftliche Normverletzungen. Vielmehr betraf er jede Überschreitung des natürlichen oder gottgegebenen Maßes. In der mittelalterlichen Theologie bezog sich die Todsünde *luxuria* weniger auf den Bereich des Geldes – der eher mit *avaritia* in Verbindung gebracht wurde –, sondern überwiegend auf Formen körperlicher Genußsucht und Ausschweifung. Erst seit der kameralistischen Literatur des 17. Jahrhunderts spitzte sich der Gebrauch des Luxusbegriffs zunehmend auf die Frage nach dem *Luxuskonsum* zu.

Noch bis in die 70er Jahre des 18. Jahrhunderts hinein aber blieb das Lexem »Luxus« im deutschen Sprachraum vergleichsweise fremd.⁶ Es war als *terminus technicus* erklärungsbedürftig und wurde von Hübner mithilfe einer Reihe deutscher Begriffe – Überfluß, Verschwendung, Üppigkeit, Ausschweifung, Aufwand – erläutert. Luxus sei, so der Titel der Rede, »schädliche[r] Pracht«. Das Entscheidende dieser Definition war, daß sie die Frage nach dem Luxus aus dem Kontext seiner anthropologisch-biologischen Bestimmung herauslöste. In der Tradition des klassischen Naturrechts waren seit dem 17. Jahrhundert verschiedene Überlegungen über die wahren Bedürfnisse des Menschen – sei es im Naturzustand oder in der Gesellschaft – angestellt worden.⁷ Innerhalb dieses Rahmens verstand man Luxus als Überschreitung dieses menschlichen Maßes. Hübner nahm von solchen allgemein-anthropologischen Bestimmungen aber ausdrücklich Abstand. Wie er – sicher auch mit einem Auge auf sein Publikum schauend – betonte, sei es nicht der teure und prächtige Aufwand an sich, der schädliche Folgen nach sich ziehe, sondern erst sein ungebührlicher Mißbrauch: *quod licet Iovi non licet bovi*.

Auch bei seiner Erörterung der Ursachen für die Verbreitung des Luxus legte Hübner den Fokus auf dessen sozialen Charakter. Obwohl er den Hang zum Luxus als die »Stimme schmeichelnder Leidenschaften« (186) bezeichnete, lag der

6 Vgl. Horst Mühlmann, *Luxus und Komfort. Wortgeschichte und Wortvergleich*, Diss., Univ. Bonn 1975, 44–46, 55.

7 In einer späteren Schrift würde Hübner – seine engere Luxusdefinition verlassend – in diesem Sinne zwischen den »Künste[n] und Gewerben des Luxus« und denen »des Bedürfnisses« differenzieren. Hübner, *Beschreibung der kurbaierischen Haupt- und Residenzstadt München, und ihrer Umgebungen, verbunden mit ihrer Geschichte*, München 1805, Bd. 2, 3–4.

Akzent in Hübners Analyse nicht auf der ausschweifenden Genußsucht, sondern vielmehr auf der »lasterhafte[n] Lüsterheit nach äußerlichem Ansehen« (188). Die Begierde nach sozialer Anerkennung verleite den Menschen dazu, »es anderen gleich zu thun, seinen Stand schimmernder zu machen, sich über sich selbst zu erheben« (194). Die Spannung zwischen Strategien der Nachahmung (nach oben) und der Distinktion (nach unten) bringe eine Eigendynamik in das soziale System hinein, die eine konstante Erneuerung distinktiver Zeichen erzwingt. Chiffre für dieses Prinzip kontinuierlicher Erneuerung sei die Mode: Hübner wurde nicht müde, die Tyrannei dieser »mächtigen Weltgöttin« (190) anzuprangern.

Die Ausrichtung auf den Erhalt der bestehenden Sozialordnung brachte eine eigentümliche Ambivalenz in Hübners Text. Indem er den Luxuskonsum auf den Wunsch nach sozialem Aufstieg zurückführte, räumte er Werten der Konformität (Nachahmung) und Distinktion (Neuigkeit, Originalität, Seltenheit) eine starke und bedrohliche soziale Wirkung ein. Andererseits sprach er ihnen konsequent jede *wahre* Realität ab. Das Symbolische hatte für Hübner, insofern es nicht eine bestehende soziale Ordnung zum Ausdruck brachte und reproduzierte, nicht nur keine Legitimität, sondern keine *Wirklichkeit*. Die Würde beispielsweise, die man erlangen konnte, indem man sich nach der letzten französischen Mode kleidete, sei wirklich – und doch nichtig. Es handele sich um eine Verführung durch die »Blendungen des Scheinbaren« (194), ja gar um ein »bloßes, verderbliches, ausstudiertes Nichts« (193). Damit erhob Hübner den Luxus zu einem Problem sozialer Ontologie und folgerte: die Realität des Luxuriösen ist unreal.

Doch selbst wenn die Verbreitung des Luxus auf Schein beruhte, ihre gegenwärtige Wirkung war unverkennbar und bedrohlich. Hübner analysierte ihren Einfluß auf das Individuum konsequent in seinem Verhältnis zur Allgemeinheit. Die Mißachtung des angemessenen Gleichgewichts zwischen Einkommen, Ausgaben und Ansehen stürze nicht nur den Einzelnen ins finanzielle Verderben, sondern raube dem Staat einen nützlichen Bürger. Die Gier nach teuren Luxuswaren aus dem Ausland habe nicht nur zur Folge, daß der Einzelne schließlich »nach der neuesten Mode verhungern muß« (191), sondern führe zu negativen Handelsbilanzen und Geldmangel. Einen besonderen Fokus legte Hübner auf die Charakterschwäche, die aus dem luxuriösen Lebensstil resultiere. Besonders die Jugend sei geistig wie körperlich völlig entkräftet. An dieser Stelle wird auch die geschlechtsbezogene Komponente seiner Gegenwartsdiagnose sichtbar. Nicht nur seien Frauen von Natur aus anfälliger für Mode und Luxus, sondern deren Verbreitung mache die Männer »ganz frauenzimmerlich, ganz weichlich, ganz heikel, und zärtlich« (195). Der Einfluss dieser entmannenden Erschlaffung auf die Wissenschaften, Künste, Industrie und Sitten, insbesondere aber auf die Kriegszucht, sei offensichtlich.

Eine letzte Folge des um sich greifenden Luxus stand wiederum im Zusammenhang mit der Rückbindung des angemessenen Konsums an die Sozialord-

nung. Wenn »der Ladenjunge vom Kaufmann, der Mäckler, oder Handwerker vom Rechtsgelehrten, der Unadeliche vom Ritter, der Edelmann vom Fürsten keinen Unterschied sich mehr ansehen läßt« (188) sei die Lesbarkeit des sozialen Raums gestört. Infolge der Eigendynamik der fortschreitenden Differenzierungs- und Imitationsversuche verlöre der Konsum seinen Symbolwert als Markierung sozialer Identität. In diesem Gedankenschritt zeigt sich eine zweite entscheidende Entwicklung der Luxuskritik. Bis zum frühen 18. Jahrhundert war die problematische Natur sozialer Mobilität hauptsächlich unter dem Aspekt der Normverletzung – deren Sinnbild Molières *Bourgeois gentilhomme* (1670) war – betrachtet worden. Nun aber erhielt die Debatte eine erweiterte, generalisierte Dimension. Die *confusion des rangs* sei, hieß es bei Hübner und vielen seiner Zeitgenossen, allgemein geworden und habe zu einem völligen Zusammenbruch des gesamten Normsystems geführt. Übrig bliebe nur eine »umgekehrte traurige Ordnung« (190).

Soweit Hübners Gegenwartsdiagnose. Als »Straf-Prophet« (193) fügte er sich ausdrücklich in eine seit Jesajah, Augustinus, Seneca, Tacitus und Sallust bestehende Tradition ein. Doch während die lange Tradition der Luxuskritik Hübners Rede einerseits Autorität verlieh, mußte sie andererseits auch zu Skepsis bezüglich ihrer Wirkung führen. Wie die Erfahrung gezeigt habe, so Hübner, verhindere gerade der Verblendungscharakter des Luxus eine therapeutische Wirkung seiner Kritik. »Gründe aus der Religion sowohl, als aus der Vernunft sind zu schwach, ein Gemüth aus seiner Uebertäubung zu erwecken, das die Verblendung bereits zu lieben gewohnt ist« (187). So könnten schließlich weder weltliche Satire noch die »Kirchenrede eines Heiligkeit predigenden Kanzeldonnerers« (5) gegen die Betäubung durch den Luxus-Schimmer etwas ausrichten.

So blieb Hübner nur die Hoffnung, daß seine Klage denjenigen erreichen würde, der wirklich etwas bewirken konnte: den »guten Max«, wie der Kurfürst nach seinem fürsorglichen Auftreten in der Hungerkrise, die Bayern von 1770 bis 1773 heimsuchte, im Volksmund hieß. Dieser war seinen Untertanen nicht nur ein Vorbild in Sachen des angemessenen Konsums. Er griff auch gesetzlich in ihr Konsumverhalten ein. Die »Rang-Ordnungen, Trachten-Projekte, nützlich Kleider-Anstalten, und andere ersprißlichste Verordnungen« (198) gegen den Luxus, die Hübner lobte und deren strengere Befolgung er empfahl, bezogen sich auf die von Max Joseph in immer neuen Anläufen verordneten Kleiderordnungen und Aufwandsgesetzgebung.⁸ »Villich siegt endlich Rath, und kluge Verordnung, wenn Sie Befehle, und höchste Gewalt wichtiger machen!« (ebd.)

8 Vgl. Veronika Baur, *Kleiderordnungen in Bayern vom 14. bis zum 19. Jahrhundert*, München 1975, 38–39. Zu diesem Thema allgemein, vgl. Alan Hunt, *Governance of the Consuming Passions. A History of Sumptuary Law*, New York 1996; Neithart Bulst, »Vom Luxusverbot zur Luxussteuer. Wirtschafts- und sozialgeschichtliche Aspekte von Luxus und Konsum in der Vormoderne«, in: *Der lange Weg in den Überfluss. Anfänge und Entwicklungen der Konsumgesellschaft seit der Vormoderne*, hrsg. von Michael Prinz, Paderborn u. a. 2003, 47–60.